



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Speck, Wilhelm: Ein Feundesgruß an Paul Heyse

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

des Gouverneurs von Indien nicht mehr in Frage. Kitchener ist am 24. Juni 1850 geboren und als Jüngling zum Soldaten erzogen. Schon 1870 riß es ihn fort, als Freiwilliger im französischen Heere zu kämpfen. Er wählte später das Ingenieurkorps und kam in solchem Beruf nach Palästina, Armenien und Ägypten. 1882 trat er in den ägyptischen Dienst über; der Krieg gegen den Mahdi gab ihm Gelegenheit, sich auszuzeichnen. 1892 wurde er Oberbefehlshaber des ägyptischen Heeres. In dieser Stellung ging er mit größter Behutsamkeit vor. Aber schließlich erreichte er durch einen Hauptschlag seinen Zweck, indem er 1898 das Heer der Dervische bei Omdurman vernichtete. Bald darauf war er als Generalstabschef des Lords Roberts am Burenkriege ehrenvoll beteiligt. Von 1902 bis zum August 1909 war er Oberbefehlshaber der indischen Truppen. Kriege hat er nicht zu führen gehabt; sein Verdienst ist die starke Organisation der Verteidigung, die Einführung der Dezentralisation in der militärischen Verwaltung und die Ausbildung und straffe Disziplinierung des Heeres. Er führte seine Aufgaben so kraftvoll durch, daß er sogar mit dem gleichfalls hochverdienten Vizekönig Lord Curzon in Konflikt kam, wobei dieser ihm weichen mußte. Als er im August vorigen Jahres sein Amt ehrenvoll verließ, feierte der von der liberalen Regierung eingesetzte Vizekönig Lord Minto seine Verdienste. Jetzt scheint er selber das Amt des höchsten Vertreters Englands übernehmen zu sollen.



Ein Freundesgruß an Paul Heyse

Von Wilhelm Speck



Am 15. März wird das Dichterhaus in der Luisenstraße zu München, das ich immer nur in einem stillen Frieden habe ruhen sehn, gewiß von vielem Leben erfüllt sein. Gäste werden von nah und fern kommen, Sträuße und Lorbeerkränze wird man hineintragen, und der Dichter wird das alles, was über ihn kommt, mit freundlichem Lächeln und in schöner Geduld über sich ergehen lassen. Doch werden ihn innerlich wohl sehr verschiedenartige Gefühle bewegen: Freude und Wehmut, Genugtuung, das achtzigste Lebensjahr in so guter Verfassung erreicht zu haben, und Verdruß, daß es so schnell geschehn, wo es doch gar nicht geeilt hätte, Dankbarkeit, so viele Liebe und werte Menschen bei sich zu sehn, und ein heimlich Gelüsten, sich mit seinen Lieben auf irgendeine ferne Insel zu flüchten. Über dem allen aber eine männliche Entschlossenheit, sein berühmtes „Dußbe, gedulde

Grenzboten I 1910

56

dich fein“ zu beherzigen und auch diese Aufgabe, wie so viele andre, glänzend zu lösen. Bange mag es ihm erst vor der heranschwebenden papierenen Wolke werden, den Briefen seiner vielen Freunde und Verehrer, und Versen und Aufsätzen und ganzen Büchern, alles freundliche Gaben, die dem Dichter gewiß manch neuen Einblick in das, was er gewollt und erreicht hat, eröffnen würden, wenn er sie nur gründlich studieren wollte. Ich fürchte aber, er wird es nicht tun, sondern höchstens aus dem übervollen Strauße ein paar einzelne Blüten heraussuchen, jedenfalls aber wird er das, was ich hier schreibe, nicht lesen, und es ist mir sehr recht. Denn da ich weiß, daß er mir nicht zuhört, kann ich nun um so behaglicher von ihm erzählen, an allerlei „schlichte Menschlichkeiten“ zurückdenkend, die ja leider mich selbst vielfach angehn, aber doch, wie ich hoffe, auch für andere des Dichters Bild mit dem warmen Schimmer überglänzen, mit dem es sich in meinen Augen spiegelt.

Den Dichter Paul Heyse kenne ich ja natürlich schon seit der Jugendzeit, das heißt, so ganz natürlich ist das nicht. Heyses Bücher wurden uns selbstverständlich nicht empfohlen, man war damals ja bei weitem ängstlicher als heute. Überhaupt aber dachte man damals wenig daran, die jungen Menschen auch in die Literatur ihrer Zeit einzuführen, sondern meinte, wenn man sie gründlich in die Vergangenheit und besonders in die große klassische Periode hineingeführt habe, dann würden sie auch fähig geworden sein, sich in der Gegenwart zurecht zu finden und das künstlerisch und menschlich Wertvolle aus dem Wust des Unzulänglichen und Schlechten mit sichrem Blick herauszufuchen.

Eine große Täuschung! Meine Literaturgeschichte aus dem Jahre 1879 schließt mit Immermanns Münchhausen, als dem einzigen Roman von wirklichem Kunstwert, den unsre Zeit hervorgebracht habe. Der Verfasser schrieb's in den fünfziger oder sechziger Jahren und der neue Herausgeber hatte nichts hinzuzufügen gehabt. Dabei war Otto Ludwigs Lebenswerk schon vollendet und er selbst schon gestorben, der grüne Heinrich, die Leute von Selbwyla, auch die Züricher Novellen waren erschienen, Raabe hatte schon so viel von seiner köstlichen Kunst geschaffen, Storm und Heyse wie auch mancher andre hatten schon viele Jahre ihren Reichtum gespendet, und was heute zu den Kleinodien der Literatur gerechnet wird, in die Welt hinausgeschickt. Aber die Literaturgeschichte schwieg darüber, aus wissenschaftlichen Gründen gewiß, weil sie eben Geschichte bieten wollte und daher von den „Tageserzeugnissen“ absehen zu müssen glaubte.

Andre waren freilich nicht so schweigsam, aber während man sich den geringsten Dichtersmann der Vorzeit nicht entgehn ließ, wußte man wohl in den neuen Zeiten noch nicht recht Bescheid und stand ihren Erscheinungen unsicher gegenüber, vorsichtig das Ende abwartend, vor dem man keinen glücklich preisen soll. Ich erinnere mich noch, damals etwas über W. Raabe gelesen zu haben, so kühl, so maßvoll und zurückhaltend im Ausdruck, so matt im Klang, daß wer den Ton im Ohre hatte, in dem vorher selbst von Dichtern gesprochen

worden war, die man nicht gerade zu den ersten und besten rechnete, vermuten mußte, es sei um den Wilhelm Raabe nicht gerade zum besten bestellt, man wolle ihn wohl registrieren, nicht aber für ihn interessieren. Ich gebe nur den Eindruck meiner Erinnerung wieder, um zu zeigen, daß es kein bloßer verdrießlicher Zufall war, daß ich — und wie viele haben es mir auch geklagt — von so vielem, was jetzt mein Entzücken ist und es auch schon damals gewesen sein würde, so lange keine oder doch keine deutliche Sehnsucht erweckende Kunde erhielt.

Von Paul Heyse ist jedoch schon in meiner letzten Schülerzeit einiges an mich gekommen, zunächst, was mich damals am meisten anzog, eine Anzahl seiner schönsten Gedichte, nachher auch einige Novellen und der Roman „Kinder der Welt“, von dem ich einen tiefen, jedoch zwiespältigen Eindruck empfangen habe. Es war also recht wenig, aber doch genug, mir des Dichters Bild unauslöschlich einzuprägen und mich die Größe und Schönheit seiner Kunst ahnen zu lassen. Dachte ich nun an ihn, so glänzte es mir aus der Ferne entgegen, etwas Schönes und Leuchtendes, noch geheimnisvoll Verschleiertes, dem ich aber noch einmal nahe kommen würde, das mir künftige stille, große Freuden verhieß.

Es dauerte aber geraume Zeit, ehe es dazu kam, zunächst nahm mich die Berufsarbeit ganz für sich in Anspruch und beschäftigte mir Herz und Gedanken. Als ich dann aber, wieder an die Sehnsucht meiner jungen Jahre anknüpfend, in der Welt der Dichtung Erquickung zu suchen begann, da lernte ich sie alle nacheinander kennen, die großen Sterne, die noch in meine Zeit hineingeleuchtet hatten oder noch immer hineinleuchteten, und also auch und ganz besonders den Meister der Novelle, Paul Heyse. Ich war wohl vorher zufällig an Novellen geraten, die mir bei aller ihrer dichterischen Schönheit nicht recht lagen, sonst hätte es mich gewiß schon früher zu ihm hingezogen, jetzt aber führte mich das Glück sogleich zu meinen besonderen Lieblingen hin, „Lorenz und Lore“, dieser vom keuschesten Duft der Poesie überhauchten Novelle, und „Auferstehung“, „Beppe dem Sternseher“, „Dem letzten Centaur“ und andren mich immer von neuem zu sich hinlockenden Geschichten. Da las ich ja auch manches, was mich kühler berührte, oder was mich sogar verstimmte, doch ging ich nie leer und unbefriedigt von der Lektüre weg. Denn überall zeigte sich mir die wunderbare Kunst, auch den sprödesten Stoff zu meistern, und an einem Einzelschicksal ein bedeutendes allgemein menschliches Problem deutlich zu machen, das besonders organisierte und unter besondern Umständen lebende und handelnde Menschen auf ihre Art gelöst oder zu lösen versucht hatten. Dazu kam dann natürlich die herrliche Kunst der Darstellung, der Sprache. Bei jedem Wiederlesen leuchteten mir neue Schönheiten auf und immer deutlicher hörte ich den Ton jeder einzelnen Stimme heraus, jedes Schwanken und Schweben, den helleren oder dunkleren Klang, das, was sonst nur das Ohr der lebendigen Stimme abzulauschen vermag, was aber hier, ohne daß es uns der Dichter sagen muß,

aus dem Rhythmus der Wortfügung ganz von selbst leise, aber unüberhörbar hervorklingt.

So lebte ich mich immer tiefer in des Dichters Seele hinein, und er wurde mir bald ein lieber Freund, der mir manchen stillen Abend schön und golden gemacht hat. Ihm auch persönlich näher zu treten, so wie es mich zu Wilhelm Raabe hingezogen hatte, das kam mir jedoch nicht in den Sinn. Vielleicht schreckte mich, was mich angezogen hatte, die vornehm-ästhetische Kultur, auch wieder zurück, ich sah in ihm einen Grandmaitre oder Grandseigneur, zu dem schwer hinzugelangen wäre. Außerdem wehte es mich doch auch zuweilen in seinen Büchern kalt und fremd an, der Hauch einer Welt, die nicht die meine war.

Schließlich lockte er mich aber doch eines Abends, an dem ich wieder einmal über einem seiner Bücher geträumt und geschwelgt hatte, aus meinem Winkel heraus und zu sich hin. Ich mußte ihm einmal danken, und tat es auch, ohne mich lange zu besinnen. Was ich ihm geschrieben habe, weiß ich nicht mehr, nur das Gefühl ist mir geblieben, daß es ein sonderbarer Dankesbrief gewesen sein muß, denn, wie ich glaube, habe ich ihm vor allem das, was mir da und dort unerfreulich gewesen war und mich im Genießen gestört hatte, vorgehalten und habe dabei auch ganz tröstlich an das Allerzarteste, an seine Weltanschauung, gerührt. Er mag wohl ein sehr erstauntes Gesicht gemacht haben, als er diesen Herzenserguß durchlas, doch wird sein feines Ohr wohl auch sogleich durch den wunderlichen Dank einen Ton hindurchklingen gehört haben, der seinem Herzen sympathisch war, denn er antwortete mir mit einem wundervollen Briefe, voll liebevollen Ernstes und Vertrauens, sowie man sich wohl einmal in einer vertrauten Stunde über die innersten Gedanken mit einem alten Freunde bespricht. Und in der Tat, wie schon in seiner ersten Novelle die Umrisse seiner künftigen Dichtergestalt erscheinen, so offenbart sich auch schon in diesem ersten Briefe der ganze teure Freund, der er mir nachher geworden ist.

Das geschah im Jahre 1899. Ich habe seitdem mehrere hundert Briefe von ihm erhalten, einen immer schöner als den andern, alle voll frischen Lebens, voller Liebenswürdigkeit. Obwohl ja stets beschäftigt, ununterbrochen mit neuen Gedanken und Plänen umgehend, war er immer bereit, ein Stück seiner Zeit zu opfern und mir mit einem Brief oder einer Karte eine frohe Stunde zu schenken. Als ich kürzlich seine Briefe ordnete, bewegte es mir das Herz, wie ich da hier und dort einen Satz oder eine Seite wieder las und mich daran erinnerte, an wie vielem er so warm und herzlich teilgenommen hatte, an persönlichen Erlebnissen und auch an meiner Tätigkeit als Geistlicher, die ihm nach so manchem Urteil, das ich von verschiedenen Seiten über ihn gehört hatte, eigentlich recht gleichgültig hätte sein müssen. Man hat ihn wohl einen dezidierten Nichtchristen genannt und ihm auch jedes Bedürfnis der Andacht abgesprochen. Ein hartes und ungerechtes Urteil, das er selbst schon in seinen

Büchern widerlegt! Er kämpft ja darin öfters gegen Vertreter der Religion, sein Angriff richtet sich aber stets gegen Menschlichkeiten, die den Gedanken und dem Wesen der Religion widersprechen, gegen Engherzigkeit, Lieblosigkeit, Selbstgerechtigkeit, gegen Schein und Trug und jenen Pharisäismus, der sein Urteil schon aus dem Munde Christi empfangen hat, niemals aber gegen eine lautere und echte Religiosität. Er mag dabei zuweilen auch nicht immer mit der Unparteilichkeit und nicht mit dem liebevollen Verständnis, womit er sonst seine Menschen und ihre Irrtümer und Gebrechen betrachtet, verfahren sein. In einem seiner Sprüche sagt er:

„Alles verstehn heißt alles verzeihn,
Im Sittlichen gilt es freilich,
Doch tragt ihr's in die Kunst hinein,
So wird es unverzeihlich.“

So wie in der Welt der Kunst, hält er es wohl auch in der Welt der Religion: Da fordert er volle Reinheit, Wahrheit und Ehrlichkeit. Wo er sie aber findet, da zeigt er auch die wärmste Sympathie und liebevolles Verständnis selbst für die Stimmungen einer streng konfessionellen Seele. Man braucht nur an den alten Pfarrer im „Merlin“ zu denken.

Ähnlich steht es wohl um den Vorwurf, er vertrete das Recht der Sinnlichkeit. Sein Kampf gilt nicht der Moral selbst, sondern gilt moralischen Urteilen, die ihm engherzig, unwahr und, weil rein äußerlich und konventionell begründet, sogar unmoralisch erscheinen. Er will immer wieder zeigen, daß Sinnlichkeit nicht durch irgendwelche Formen, sondern allein durch den Adel des Herzens und durch eine tiefe, die ganze Seele erfüllende Liebe geheiligt werde, daß, was an sich unheilig sei, auch unheilig bleibe, und was an sich heilig sei, auch durch den Mangel ganz äußerlich vollziehbarer Formen nicht unrein werden könne. Andererseits aber bezeugt er durch den regelmäßig tragischen Ausgang solcher Novellen wieder das Recht dieser Formen und daß, wer sich von ihnen frei macht, möge er auch nicht im moralischen Sinne schuldig werden, doch schuldig wird gegen sich selbst, vielleicht auch gegen andre, und es mit Schmerzen büßen muß, wenn er treulofer Leidenschaft und bloßer Sinnlichkeit zum Opfer gefallen sein sollte. Die bloße Sinnlichkeit beurteilt Paul Heyse nicht anders als ein strenger, aber verständiger Moralist. Mit wie tiefer, erschütternder Reue läßt er zum Beispiel den Georg im „Merlin“ den Fehltritt einer schwachen Stunde büßen und ihn als ein unverzeihliches Verbrechen gegen die wahre Liebe anklagen. Er läßt ihn alles, womit sich gewöhnliche Menschen in einem solchen Falle zu entschuldigen und zu trösten pflegen, überdenken, und sagt dann: „Für jeden andern mochten die mildernden Umstände hinlänglich Kraft haben. Für ihn galt ein andres Gesetz und nach diesem mußte er sich verdammen.“

Es erübrigt sich ja eigentlich, hiervon zu reden, es gehört aber zu den wundervollen Entdeckungen meines Verkehrs mit Paul Heyse, daß ich nicht nur

seine Kunst immer besser verstehn lernte, und immer neue Lichter darin glänzen sah, sondern daß mir auch die edle und vornehme Persönlichkeit des Dichters selbst immer klarer vor die Augen trat.

Die Stunde, wo ich ihm eine eigne Erzählung übersenden konnte, brachte diesen mir so wertvollen und lieben Verkehr in große Gefahr. Heyse versteht ja, wie er es in dem vorher erwähnten Spruch selbst ausspricht, in künstlerischen Dingen keinen Spaß und kann recht scharf werden. Es lief indessen in diesem Falle gut ab. Er schrieb mir sogar, noch ehe er die Novelle gelesen hatte, ein freundliches Wort und meldete die Ankunft des Buches mit der Bemerkung, er habe eine philosophische oder theologische Abhandlung erwartet und sei nun froh überrascht worden, ein dichterisches Buch zu empfangen. Welch ein lebenswürdiger Zug seiner Natur sich mir in dieser Bemerkung offenbarte, das begriff ich freilich erst später. Damals nahm ich es als selbstverständlich an, daß einem Dichter nichts Lieberes passieren könne, als mit einem neuen Dichterwerk beglückt und überrascht zu werden. Später dachte ich anders darüber. Es ist zuweilen schmerzlich, wenn sich ein vorher harmloser Verehrer und Freund plötzlich als Mitstrebender entpuppt. Zuweilen geht dabei eine lange und schöne Freundschaft in die Brüche. Dichter, übrigens auch die Meister anderer Künste und Wissenschaften, haben gewöhnlich wenig Zeit für ihresgleichen, am wenigsten natürlich für eben erstandne, ihnen vielleicht ganz unbekannte Talente. Es wird ihnen aber auch saurer als gewöhnlichen Sterblichen, diesen unbefangenen und fröhlich entgegen zu treten, ihr eigener Schatten steht ihnen hindernd im Wege, ihre ans Modellieren gewöhnte Hand beginnt sogleich an dem fertigen Werk herumzuformen, und Menschen und Dinge nach dem eignen Bilde umzuschaffen, anstatt sie einfach hinzunehmen und in ihrem Rahmen ruhig zu betrachten. Jedenfalls ist es ein peinliches Gefühl, möglicherweise einem freundlichen Menschen unfreundlich antworten oder sich mit einigen diplomatischen Worten durchhelfen zu müssen. Es wäre also wohl zu verstehn gewesen, wenn Paul Heyse, zu dem so viele Trostbedürftige hinpilgern, geschrieben hätte, er hätte sich auf eine Schrift über irgendeine gelehrte Frage gefreut und sei nun durch den Empfang einer Dichtung vorläufig recht erschreckt worden. Er ist aber anders als die meisten Dichter, er hört so gern zu und kann so schön zuhören. Wie vielen hat er mit warmem Herzen gelauscht, wie manchem den Weg ins Leben hinaus gebahnt. Wenn es mich nicht selbst beträfe, würde ich seine Erlaubnis erbeten haben, den Brief, worin er sich über ein andres Buch aussprach, als Beweisstück seines liebevollen Versenkens hierhersetzen zu dürfen. Wie er da jeden Klang, auch den leisesten, in sich vernimmt, wie er in die Falten der Darstellung und des Geschehns so tief und so aufmerksam hineinschaut, jeden Sprung und Fehler, aber auch alles, was er loben kann, bemerkt, und sich darüber scharf und zugleich so mild und zart äußert! Bei solchem teilnahmsvollen Betrachten eines Werkes, worin, selbst wenn es voller Mängel wäre, doch so viel ernste Arbeit steckt, so manche schwere Stunde und so manche

schöne Hoffnung, wird auch ein schlimmes Urteil immer noch erträglich sein, und wenn das Urteil ein wirkliches Talent trifft, wird es dieses fördern und zu neuen Anstrengungen anspornen.

Nach so langem freundlichen Verkehr hatte es keine Bedenken, dem Dichter nun auch noch von Angesicht zu Angesicht gegenüberzutreten. Es war aber natürlich meine Sehnsucht, ihn einmal aufzusuchen, und ich fuhr, als die Zeit dazu gekommen war, auch ganz glücklich und in den frohesten Gedanken nach München. Dort erst dachte ich daran, daß es immer ein verlegenes Stück ist, mit jemand erst persönlich Bekanntschaft zu schließen, nachdem man schon lange mit ihm in Freundschaft verkehrt hatte, daß die Gefahr aber, einander fremder, statt bekannter zu werden, in meinem Falle besonders groß sei. Ich empfand die Notwendigkeit, mich anzustrengen, um den Freund nicht allzusehr zu enttäuschen, und sah ihn, zu dem ich aus der Ferne immer traulich hinübergesehn hatte, nun in der Würde seines Alters und seiner Kunst. Da war ich denn glücklich wieder bei dem lange verloren gegangenen Bilde eines Grandseigneurs, wie man ihn mir einmal genannt hatte, angelangt. In dieser Not kam mir jedoch das Schicksal freundlich zu Hilfe, indem es mir gerade eine Stunde vor dem Besuch ein verzweifelttes Zahnweh auf den Hals schickte. Als mich dann der Zahnarzt notdürftig hergestellt und mit einer Arznei für alle Fälle versehen hatte, waren mir alle törichten Gedanken vergangen, ich wollte nicht mehr geben, sondern nur noch empfangen. Wie mir darauf der Dichter auf der Schwelle seines Zimmers still und freundlich entgegentrat, griff das Schicksal zum andern Mal helfend ein, indem es just in diesem Augenblick von dem Todfläschchen in meiner Tasche den Verschuß löste und meine rasch zugreifende Hand schön gelb und braun übermalte. Es war nicht gerade nett, aber nützlich, denn während ich die unerwünschte Färbung abwusch, verschwand auch meine Befangenheit, und ich konnte mich mit Paul Heyse, der inzwischen das unheilvolle Fläschchen kunstvollste verschnürte, nun sogleich ohne jedes fremde Gefühl unterhalten. Über einem zweiten Besuch leuchtete von Anfang an ein freundlicher Stern. Ich fand den Dichter in einer goldnen Dämmerungstunde vor seinem englischen Shakespeare und er trat mir mit dem Glanz der großen Dichtersonne in den Augen entgegen. Über dieser Stunde schimmert in meiner Erinnerung der Glanz der Poesie, die Paul Heyse und die auch mir eine Heimat der Gedanken ist.

Als mir der Dichter im vorigen Jahre mit der Zueignung seines letzten Novellenbandes eine rührende Freundlichkeit erwies, da dachte ich daran, daß gerade zehn Jahre um waren, seit ich zuerst an seine Tür geklopft hatte, und daß er mir wohl mit der Widmung sagen wolle, die Spanne Zeit, die mir köstliches gebracht hatte, bedeute auch ihm eine gute und liebe Erinnerung.

Ich habe von diesem allen nur erzählt, um an meinem Erlebnis zu schildern, was viele andre auch erlebt und erfahren haben. Es ist Paul Heyse immer eine liebe Pflicht und eine Herzensfreude gewesen, andern „Zeit und Muße“ zu weihn, sich aufstrebender Talente treulich anzunehmen, das Tüchtige zu

ermutigen, das Unzulängliche vor Schaden zu bewahren. Es erzählte mir einmal einer, der mit seinen Geistesfähigkeiten auch zu dem Dichter gepilgert war, mit glänzenden Augen von seinem Besuch, obwohl er anders beschieden worden war, als er es gehofft hatte, nämlich daß ihn die Art seines Talents darauf hinweise, nicht ein Täter zu werden, sondern ein guter Hörer, was auch nichts Geringses bedeutet.

Heyse sagt selbst einmal: „Mit problematischen Talenten hab' ich viel Zeit vertan.“ Vertan, nicht verloren. Mitlebend mit der Zeit und allem, was in ihr an neuem Leben erstand und sich darin entfaltete, sich freuend an allem, worin echtes Dichterblut oder doch wenigstens „ein Tropfen Herzblood“ floß, ist er selber jung geblieben. Seine Jugend zeigt sich in seiner erstaunlichen Fähigkeit, noch immer Neues und Fremdes in sich aufzunehmen, sich noch immer so warm zu begeistern. Und wenn er bis ins achtzigste Jahr hinein des schönen Amtes gewaltet hat, „dieser Welt verworrenes Bild leise deutend zu gestalten“, und wenn er sich auch bis zuletzt immer wieder einmal mit Problemen beschäftigt hat, für die das höhere Alter gewöhnlich erkaltet, so folgte er nicht dem Gesetz alter Gewohnheiten, sondern dem Drang der Jugend, von der noch immer so viel in ihm steckt.

Das Haus, das er sich erbauen wollte, steht ja nun fertig da, und ihm selber wird zumute sein, als habe er nun nichts mehr zu tun. Aber wenn ein Haus fertig geworden ist, dann ist noch immer vieles zu bessern und einzufügen. Man errichtet zwar keine neuen Mauern mehr, pflanzt aber etwa einen schönen Baum in den Garten, setzt einen Rosenstock an die Mauerwand und baut auch wohl noch ein leichtes Sommerhaus neben das eigentliche Haus. So wird Paul Heyse auch jetzt nicht das Arbeiten aufgeben. Möge er sich und uns alle noch lange damit erfreuen. Möge sich auch das erfüllen, was ich ihm in einem andern gereimten Geburtstagsgruß als Wunsch zugerufen habe:

Laß die Augen heut in Lust
Durch die vollen Saaten schweifen,
Laß die nimmermüde Hand
Froh den Erntekranz ergreifen.
Und es folg' den achtzig Jahr',
Die das Lebenswerk vollbrachten,
Eine lange goldne Ruh',
Es in Frieden zu betrachten*).

*) Auch ein den „Grenzboten“-Lesern wohlbekannter Schriftsteller, Dr. Heinrich Spiero, hat Paul Heyse als Angebinde ein schönes, feines Büchlein auf den Geburtstagstisch gelegt. Es ist mir eine Freude, darauf hinzuweisen und es zu empfehlen: „Paul Heyse, der Dichter und seine Werke.“ (Cotta, Stuttgart.)

